

Rainer Maria Rilke
und Robert Schumann

*Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.
Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.*

MUSIK: Robert Schumann – aus dem 2. Satz der 2. Sinfonie
Nachtstück Nr 4 in 2 Teilen

Am 16. Januar Jahr 1927 findet in Berlin die Totenfeier für Rainer Maria Rilke statt, den Dichter, der am 29. Dezember 1926 starb und am 2. Januar 1927 in Raron im Rhonetal beigesetzt wurde.

Der österreichische Dichter Robert Musil spricht in der Totenfeier die Worte:
„Er war in gewissem Sinne der religiöseste Dichter seit Novalis, aber ich bin nicht sicher, ob er überhaupt Religion hatte.

Diese Worte, zwei Wochen nach dem Tode Rilkes gesprochen, weisen auf das ständige Mißverständnis hin, dem jede nichtchristliche Religiosität ausgesetzt ist, indem – bis heute unter dem Begriff von Religion - nur die christliche bzw. die großen monotheistischen Religionen verstanden werden.

Oder aber man tat ihn, dessen Lebensmitte um 1900 lag, als Dichter des *l'art pour l'art* ab, als Dichter sogenannter absoluter Poesie, einer Kunst, die nur um ihrer selbst willen geschaffen wurde, als

“die Kunst für die Kunst“.

Maler wie Cézanne und Manet, Schriftsteller wie Oskar Wilde und auch Stefan George bekannten sich dazu.

Rilke konnte sich jedoch selbst noch gegen diese für ihn oberflächliche Zuordnung, in der man sein Werk *„für ein bloß Ästhetenhaftes“* ausgab, energisch zur Wehr setzen.

Oder aber manche sagten auch - Rilke sei schließlich doch nur etwas für junge Menschen.

War er ein Dichter wirklich „nur“ der Jugend ?

Er war es wohl ganz besonders für die Jugend des ersten, wie auch des zweiten Weltkriegs.

Und damals war es vor allem sein Gedichtband „Das Stundenbuch“ und die lyrische Erzählung über „*Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*“, des 18 Jahre jungen Edelmannes von Langenau.

Rilke schrieb dieses Buch 1899, und es wurde 1906 zum ersten Mal veröffentlicht. Die jungen Menschen der beiden Kriegsgenerationen lasen und verinnerlichten es. Manche konnten es auswendig. Vielleicht waren die damals 18, 19 und 20-jährigen, die ihre gleichaltrigen Schulkameraden hinausgehen sahen zum Siegen, zum Opfer auch, die aber doch noch nichts vom Tod wußten draußen im Kampf, vielleicht waren sie besonders empfänglich für Worte, die von dem sehnsüchtigen Lebensverlangen und dem Todesbewußtsein junger Menschen sprechen:

(hier ein paar kurze Ausschnitte)

Es ist die Zeit der Türkenkriege:

Reiten, reiten, reiten, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag

Reiten, reiten, reiten .

Und der Mut ist so müde geworden und die Sehnsucht so groß.

Es gibt keine Berge mehr, kaum einen Baum - - -

Jemand erzählt von seiner Mutter.

Ein Deutscher offenbar.

Laut und langsam setzt er seine Worte, wie ein Mädchen, das Blumen bindet, nachdenklich Blume um Blume probt und noch nicht weiß, was aus dem Ganzen wird- so fügt er seine Worte. Zu Lust? Zu Leide? Alle lauschen. Sogar das Spucken hört auf. Denn es sind lauter Herren, die wissen, was sich gehört. Und wer das Deutsche nicht kann in dem Haufen, der versteht es auf einmal, fühlt einzelne Worte: „Abends“ . . . „Klein war. . .“-----

...und später sagt sein Nachbar, der kleine feine Marquis: „Ihr seid sehr jung, Herr?“

Und der von Langenau, in Trauer halb und halb in Trotz: „Achtzehn.“ Dann schweigen sie.

Weiter fragt der Franzose: „Habt Ihr auch eine Braut daheim, Herr Junker?“

„Ihr?“ gibt der von Langenau zurück.

„Sie ist blond wie Ihr.“

Und sie schweigen wieder, bis der Deutsche ruft: „Aber zum Teufel, warum sitzt ihr denn dann im Sattel und reitet durch dieses giftige Land den türkischen Hunden entgegen?“

Und der Marquis lächelt: „Um wiederzukehren.“ -----

*Der von Langenau schreibt einen Brief, ganz in Gedanken.
Langsam malt er mit großen, ernsten, aufrechten Lettern:*

*„Meine gute Mutter,
seid stolz: Ich trage die Fahne,
seid ohne Sorge: Ich trage die Fahne,
habt mich lieb: Ich trage die Fahne --“-----*

-----.

*Der von Langenau ist tief im Feind, aber ganz allein.
Der Schrecken hat um ihn einen runden Raum gemacht,
und er hält, mitten drin, unter seiner langsam verlodernden Fahne.
Langsam, fast nachdenklich, schaut er um sich.
Es ist viel Fremdes, Buntes vor ihm. Gärten – denkt er und lächelt.
Aber da fühlt er, daß Augen ihn halten, und erkennt Männer und weiß,
daß es die heidnischen Hunde sind - : und wirft sein Pferd mitten hinein- - - -
Im nächsten Frühjahr ritt ein Kurier des Freiherrn von Pirovano
langsam in Langenau ein.
Dort hat er eine alte Frau weinen gesehn.*

Musik Davids Bündler Nr. 2

Als am 4. Dezember 1875 im Hause Rilke ein Sohn geboren wird, ist seine Mutter zutiefst enttäuscht, denn sie hoffte auf ein Mädchen, das ihr die früh verstorbene Tochter ersetzen sollte, und das sie der Jungfrau Maria weihen wollte, ein MARIENKIND war ihr sehnsüchtiger Wunsch. Sie konnte sich mit einem Sohn nicht abfinden, den sie bis in sein 5. Lebensjahr hinein in Mädchenkleider steckte und lange Zöpfe flocht. René Maria nennen sie ihn.

Kindheit

*Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit
mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen.
O, Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen.
Und dann hinaus, die Straßen sprühn und klingen
und auf den Plätzen die Fontänen springen,
und in den Gärten wird die Welt so weit. –
Und durch das alles gehn im kleinen Kleid,
ganz anders als die andern gehn und gingen; --
o wunderliche Zeit, o Zeitverbringen.
O, Einsamkeit.*

einer Einsamkeit, aus der Rilke sein ganzes späteres Leben nicht mehr ausbrechen kann, und wohl auch nicht will, und der hier der Grundstein gelegt wird.

Die Verlegerin des Insel-Verlages Katharina Kippenberg, die einen intensiven Briefwechsel mit Rilke führte, spricht von einem „*ungewöhnlichen Kinderschicksal, dessen Schwere und Abgründigkeit wir uns überhaupt nicht vorstellen können.*“

Ach wehe, meine Mutter reißt mich ein.

*Da hab ich Stein auf Stein zu mir gelegt,
und stand schon wie ein kleines Haus,
um das sich groß der Tag bewegt, sogar allein.
Nun kommt die Mutter, kommt und reißt mich ein.*

*Sie reißt mich ein, indem sie kommt und schaut.
Sie sieht es nicht, daß einer baut.
Sie geht mir mitten durch die Wand von Stein.
Ach wehe, meine Mutter reißt mich ein.*

*Die Vögel fliegen leichter um mich her.
Die fremden Hunde wissen: das ist der.
Nur einzig meine Mutter kennt es nicht,
mein langsam mehr gewordenes Gesicht.*

*Von ihr zu mir war nie ein warmer Wind.
Sie lebt nicht dorten, wo die Lüfte sind.
Sie liegt in einem hohen Herz-Verschlag
und Christus kommt und wäscht sie jeden Tag.*

Rilke hat Zeit seines Lebens unter diesem Trauma des Nichtangemommenseins gelitten. Noch im Jahr 1904 (mit 29 Jahren) schreibt er an eine Freundin, an die Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, über seine Mutter:

*„Mir graut vor ihrer zerstreuten Frömmigkeit, vor ihrem eigensinnigen Glauben, vor allem diesem Verzerrten und Entstellten, daran sie sich gehängt hat, selber leer wie ein Kleid, gespenstisch und schrecklich.
Und daß ich doch ihr Kind bin; daß in dieser zu nichts gehörenden, verwaschenen Wand irgendeine kaum erkennbare Tapetentür mein Eingang in die Welt war . . . das ist schwer und verwirrend für mich... „*

Der Knabe

*Ich möchte einer werden so wie die,
die durch die Nacht mit wilden Pferden fahren,
mit Fackeln, die gleich aufgegangnen Haaren
in ihres Jagens großem Winde wehn.
Ich möchte vorne stehen wie in einem Kahne,
groß und wie eine Fahne aufgerollt.
Dunkel, aber mit einem Helm von Gold,
der unruhig glänzt. Und hinter mir gereiht
zehn Männer aus derselben Dunkelheit
mit Helmen, die, wie meiner, unsted sind,
bald klar wie Glas, bald dunkel, alt und blind.
Und einer steht bei mir und bläst mir Raum
mit der Trompete, welche blitzt und schreit,
und bläst uns eine schwarze Einsamkeit,
durch die wir rasen wie ein rascher Traum:
Die Häuser fallen hinter uns ins Knie,
die Gassen biegen sich uns schief entgegen,
die Plätze weichen aus: wir fassen sie
Und unsere Rosse rauschen wie ein Regen.*

Musik Arabeske

Und dann kam die Kadettenanstalt in St.Pölten, auf die ihn sein Vater geschickt hatte, damit sein Sohn, der Familientradition folgend, später die Offizierslaufbahn einschlagen könne. Hatte der Junge in der frühesten Kindheit die Wärme der Mutterliebe entbehren müssen, so wurde ihm der Drill dieser Anstalt vollends zur seelischen Qual. Den körperlichen Anforderungen war er kaum gewachsen, und seine Seele litt unter einem ständigen Druck des Sichnichtentfaltenkönnens.

Katharina Kippenberg schreibt,
„daß er gefleht wie kaum ein Menschenkind gefleht hat, ihn aus der Zöglingsanstalt zu befreien, in der er erstickte. Wir können uns vorstellen, wie er, - zum Schweigebefehl verurteilt - im Schlafsaal von den Mitschülern gehänselt, in sein Kopfkissen geweint hat, und daß die späteren Worte vom „Das Legen in die eigenen Hände, damit er eine Zärtlichkeit empfänge“ aus jenen Jahren stammt. Aber“, schreibt sie weiter, “es gibt noch eine andere Kindheit, eine ebenso verschwiegene, denn wie sollte ein Kind wohl sagen können, daß es abends am

Fenster steht und das All kreisen fühlt und sich selbst hineingerissen und aufgelöst in ein riesiges schwingendes Ganzes, das doch in seine Brust eingehen möchte?

Auf dieser Seite der Kindheit sehen wir den Militärschüler etwa beim Kirchgang still zwischen den schwatzenden Kameraden dahingehen, um den Wind zu atmen, der den Duft der Wiesen über die Hecken trägt, sehen ihn vor dem Schlafengehen hinter den Vorhang treten und zu dem ziehenden Mond aufblicken.

Und,“ so schreibt sie weiter, „und neben dem Täglichen der Unterrichtsstunden und des Spiels mit den Knaben lief immer ein faßlich Unfaßbares her, das nicht aufhörte zu rufen...

Schließlich – nach 5 langen Jahren erkennt der Vater, daß etwas in seinem Sohn zerbrechen werde, sollte er ihn, der von zarter Konstitution und für das Militär nicht geschaffen ist, weiter zwingen. In Prag macht Rilke sein Abitur, besucht auf Wunsch des Vaters die Handelsakademie in Linz und arbeitet in einem Anwaltsbüro, denn er solle nun Jura studieren. Dann geht er zurück nach Prag und später nach München, wo er die um 14 Jahre älteren Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé kennenlernt, die ihm Geliebte, mütterliche Freundin und intellektuelle Lehrerin zugleich wird. Mit ihr entwickelt sich eine lebenslange Freundschaft. Sie stammt aus Petersburg, aus einer deutsch-russischen Familie.

In den Jahren 1896- 1899 lebt und studiert Rilke auch in Berlin; dort schreibt er das Gedicht:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort

*Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.*

*Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.*

*Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*

Musik: Fantasiestücke

Im Jahr 1899 wird er von Lou Andreas-Salomé und ihrem Mann zu einer Reise nach Rußland eingeladen, wo er u. a. Tolstoi, Leonid und Boris Pasternak begegnet. Da

wird ihm die Osternacht in Moskau in einer gläubigen Menge zum Fanal: wie ein Blitz schlägt dieses Ereignis einer tief erlebten Frömmigkeit und Gläubigkeit in seine Seele,

*Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn,
wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören,
und ohne Füße kann ich zu dir gehn,
und ohne Mund noch kann ich dich beschwören.
Brich mir die Arme ab, ich fasse dich
mit meinem Herzen wie mit einer Hand,
halt mir das Herz zu, und mein Hirn wird schlagen,
und wirfst du in mein Hirn den Brand,
so werd ich dich auf meinem Blute tragen.*

Und er verspürt einen Anruf, selbst zum Kündler einer Gläubigkeit zu werden, einer Gottesschau, deren er sich immer mehr bewußt wird und die er bis zu seinem Tode in einem unaufhörlichen sprachlichen Ringen versucht, in eine dichterische Aussage zu bringen.

*„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den Letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.*

*Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm,
oder ein großer Gesang.“*

Musik Intermezzo aus dem Faschingsschwank

Bald nach der Heimkehr aus Rußland besucht Rilke die Künstlerkolonie Worpswede bei Bremen. Hier, im Teufelsmoor, wo der junge Kunststudent Fritz Mackensen eine Malerkolonie begründet, treffen sich um die Wende zum 20. Jahrhundert junge Künstler, die die Großstadt und die Akademien satt haben. An diesem stillen Ort mit dem Barkenhoff kommen die Maler Heinrich Vogler, Hans am Ende, Otto Modersohn, Paula Becker-Modersohn und Fritz Overbeck zusammen, und auch die junge Bildhauerin Clara Westhoff.

Bei diesen Künstlern, die nicht nur die Schönheit der norddeutschen Landschaft aufzeigen, sondern sich auch dem kargen Leben der Moor- und Heidebauern und deren Schicksalen zuwenden, fühlt er so etwas wie Heimat und ein Angekommensein

*„Ich bin bei euch. Bei Brüdern oder Bäumen
ist man so ruhig, wie in eurem Kreis.
Ich kenne dies Getrostsein kaum aus Träumen:
dies ohne-Angst-Sein etwas zu versäumen
und dies genießen dessen, was man weiß . . .“*

In seiner Monographie „Worpswede“ aus dem Jahre 1903 schreibt Rilke:

„Die Kunst ist das Medium, in welchem Mensch und Landschaft, Gestalt und Welt sich begegnen und finden. In Wirklichkeit leben diese nebeneinander, kaum von einander wissend – und im Bilde, im Bauwerk, in der Symphonie scheinen sie sich, wie in einer höheren, prophetischen Wahrheit, zusammenzuschließen, aufeinander zu berufen und es ist, als ergänzten sie einander zu jener vollkommenen Einheit, die das Wesen des Kunstwerks ausmacht.“

Im Frühjahr 1901 heiratet Rilke die Bildhauerin Clara Westhoff und im Dezember kommt Tochter Ruth zur Welt. Jedoch bereits nach einem Jahr trennt sich das Ehepaar in Freundschaft. Rilke sieht sein Schaffen, seine Einsamkeit bedroht (Schiller sagte einmal, die Frau eines Künstlers müsse "die Hüterin seiner Einsamkeit" sein; Rilke gebraucht den Begriff der "Wächterin".)

In einem der Briefe „An einen jungen Dichter“ schreibt er über die Liebe:

„. . . denn Liebe ist schwer. Liebhaben von Mensch zu Mensch: das ist vielleicht das Schwerste, was uns aufgegeben ist, das äußerste, die letzte Probe und Prüfung, die Arbeit, für die alle andere Arbeit nur Vorbereitung ist. . .“

Liebeslied:

*Wie soll ich meine Seele halten, daß
sie nicht an deine rührt? Wie soll ich sie
hinheben über dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas*

*Verlorenem im Dunkel unterbringen
an einer fremden stillen Stelle, die
nicht weiterschwingt, wenn deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten e i n e Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Geiger hat uns in der Hand?
O süßes Lied.*

MUSIK :

II. Teil

Im Jahr 1902 erhält der 27jährige Rilke den Auftrag, in Paris eine Monographie über den französischen Bildhauer Auguste Rodin zu schreiben. Rodin wird die prägende Person in Rilkes nächstem Lebensabschnitt. Er ist 35 Jahre älter als Rilke, ein bekannter, vielbeschäftigter Künstler.

Aber er nimmt sich Zeit für den jungen deutschen Dichter, der noch ein wenig Probleme mit dem Französischen hat. Rilke ist bald ein regelmäßiger Gast in Rodins Atelier Er schreibt darüber an im Jahr 1905 an seinen Freund, den Schriftsteller Arthur Holitscher

„...und so ist hier ist mein Leben. Ein wenig als Sekretär Rodins, sehr verwerfliche französische Briefe schreibend, vor allen aber bei seinen erwachsenen Dingen und in seiner großen heiteren Freundschaft dieses lernend, langsam lernend: leben ,Geduld haben, arbeiten und keinen Anlaß zur Freude versäumen.

Denn dieser Weise und Große weiß es, die Freude zu finden; eine Freude, so namenlos wie jene, deren man sich aus der Kindheit erinnert, und doch von dem tiefsten Anlaß voll bis an den Rand; die kleinsten Dinge kommen zu ihm und tun sich ihm auf; eine Kastanie, die wir finden, ein Stein, eine Muschel im Kies, alles spricht, als ob es in Wüsten gewesen wäre und nachgedacht und gefastet hätte. Und wir haben fast nichts zu tun als zu hören; denn die Arbeit selbst kommt aus diesem Hören, man muß sie herausheben mit beiden Armen, denn sie ist schwer.

Meine Kräfte versagen oft, aber Rodin hebt alles und hebt es über sich hinaus und stellt es in den Raum. Und das ist ein namenloses Beispiel.

Ich glaube an das Alter, liebe Freund. Arbeiten und Altwerden, das ist es, was das Leben von uns erwartet. Und dann eines Tages alt sein und noch lange nicht alles verstehen, nein aber anfangen, aber lieben, aber ahnen, aber zusammenhängen mit Fernen und Unsagbarem, bis in die Sterne hinein. Ich sage mir: wie gut, wie köstlich muß das Leben sein, wenn ich diesen alten Mann so groß davon sprechen, so rauschend davon schweigen höre.

Rodin vermittelt ihm sein Kunstverständnis. Der Bildhauer vertritt die Auffassung: jegliches künstlerische Schaffen stelle eine religiöse Handlung dar. Rilke macht sich diese Sichtweise zu eigen und sucht in seinen Versen, das Ebenmaß einer vollkommenen Skulptur zu verwirklichen.

Durch Rodin lernt er die Kunststadt Paris kennen mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an schönen Eindrücken in Museen, Parks und auf den Boulevards.

Das Paris der Jahrhundertwende ist aber auch eine moderne, anonyme Metropole, an deren Roheit Rilke zu zerbrechen droht, wie zuvor in der Militäarakademie. Das Elend des mechanisierten Großstadtlebens ist ein Hauptmotiv seines Romans "Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge".

„Ist es möglich“, schreibt er einmal, „daß man trotz Erfindungen und Fortschritten, trotz Kultur und Religion und Weltweisheit an der Oberfläche des Lebens geblieben ist?“

*Denn, Herr, die großen Städte sind
verlorene und aufgelöste;
Wie Flucht vor Flammen ist die größte, -
und ist kein Trost, daß er sie tröste,
und ihre kleine Zeit verrinnt.*

*Da leben Menschen, leben schlecht und schwer
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
geängsteter denn eine Erstlingsherde;
und draußen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.*

*Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, -
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.*

*Die Städte aber wollen nur das Ihre
und reißen alles mit in ihrem Lauf.
Wie hohles Holz zerbrechen sie die Tiere
und brauchen viele Völker brennend auf.*

*Und ihre Menschen dienen in Kulturen
und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß
und nennen Fortschritt ihre Schneckenspuren
und fahren rascher, wo sie langsam fahren
und fühlen sich und funkeln wie die Huren
und lärmern lauter mit Metall und Glas.*

*Es ist, als ob ein Trug sie täglich öffte,
sie können gar nicht mehr sie selber sein;
das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte
und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein
und ausgeholt und warten, daß der Wein
und alles Gift der Tier- und Menschensäfte
sie reize zu vergänglichem Geschäfte.*

Musik

„Alles Erworbene bedroht die Maschine“, sagt Rilke „solange sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorchen zu sein.“

Das Karussell

*Mit einem Dach und seinem Schatten dreht
sich eine kleine Weile der Bestand
von bunten Pferden, alle aus dem Land,
das lange zögert, eh es untergeht.
Zwar manche sind an Wagen angespannt,
doch alle haben Mut in ihren Mienen;
ein böser roter Löwe geht mit ihnen*

und dann und wann ein weißer Elefant.

*Sogar ein Hirsch ist da, ganz wie im Wald,
nur daß er einen Sattel trägt und drüber
ein kleines blaues Mädchen angeschnallt.
Und auf dem Löwen reitet weiß ein Junge
und hält sich mit der kleinen heißen Hand,
dieweil der Löwe Zähne zeigt und Zunge.. .*

Und dann und wann ein weißer Elefant.

*Und auf den Pferden kommen sie vorüber,
auch Mädchen, helle, diesem Pferdesprunge
fast schon entwachsen; mitten in dem Schwunge
schauen sie auf, irgendwohin, herüber –*

Und dann und wann ein weißer Elefant.

*Und das geht hin und eilt sich, daß es endet,
und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel.
Ein Rot, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,
ein kleines kaum begonnenes Profil.
Und manchmal ein Lächeln hergewendet,
ein seliges, das blendet und verschwendet
an dieses atemlose, blinde Spiel.*

Musik

Der Panther

*Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd' geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.*

*Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf - . Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille -
und hört im Herzen auf zu sein.“*

Es geht Rilke um die Kreatur schlechthin, in der die Gotteskraft selbst gefesselt ist, Gott ist hier der Gefangene, der sich nicht entfalten kann. Gott in aller Kreatur, im Belebten und Unbelebten aufzuspüren entsprang einem grenzenlosen Gottverlangen Rilkes.

So schreibt er seine Gedanken zu Michelangelo in seinen „Geschichten vom lieben Gott“:

„Michelangelo“, rief Gott in Bangigkeit, „wer ist im Stein?“

Michelangelo horchte auf; seine Hände zitterten.

Dann antwortete er dumpf:

„Du ,mein Gott, wer denn sonst. Aber ich kann nicht zu dir.“

Und da fühlte Gott, daß er auch im Steine sei, und es wurde ihm ängstlich und enge.

Michelangelo machte sich daran, Gott aus dem Stein zu befreien, als er eine Stimme vernahm:

„Michelangelo, wer ist in dir?“

Und der Mann in der schmalen Kammer legte die Stirn schwer in die Hände und sagte leise:

„Du, mein Gott, wer denn sonst.“

Und die Musik ?

Im Frühjahr 1913 begegnet Rilke dem französischen Schriftsteller und Musiker und hervorragenden Kenner europäischer Musikgeschichte, Romain Rolland. Rilke schreibt über einen Besuch im Hause Rolland:

„Auf seinem Piano liegen eine Reihe kleiner schwarzer Hefte; er spielt mir ein Stück antiker Musik, ein Epitaph – eine Grabschrift – voll sich im Großen ausgleichenden Vertrauens.

Dann eine Frühlingsmelodie aus einer gregorianischen Messe stammend, ebenso kurz, ebenso einreihig, von keiner Übertreibung wissend, aber etwas ganz Unendliches zurückleitend auf ein beruhigtes, vollzähliges Maß. . .

Die große italienische Schauspielerin, Eleonora Duse, der Norweger Henrik Ibsen und Ludwig van Beethoven sind die Kunstschaffenden, denen er sich innerlich am meisten verbunden fühlt.

Musik (Beethoven)

1912 erscheint eine Neuauflage der Erzählung „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, die in der neuen Reihe der Insel-Bücherei ungewöhnliche Popularität erlangt.

Und Rilke schreibt die erste seiner Duineser Elegien auf dem Schloß Duino der Gräfin Marie von Turn und Taxis

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges überrascht Rilke während eines Deutschlandaufenthaltes. Nach Paris kann er nicht mehr zurückkehren; sein dort zurückgelassener Besitz wird beschlagnahmt und versteigert. Anfang 1916 wird er eingezogen und muß in Wien eine militärische Grundausbildung absolvieren. Durch Fürsprache einflußreicher Freunde wird er zur Arbeit ins Kriegsarchiv überstellt und

am 9. Juni 1916 aus dem Militärdienst wieder entlassen. Das traumatische Erlebnis des Kriegsdienstes - als Erneuerung der in der Militärschulzeit erfahrenen Schrecken - läßt ihn als Dichter nahezu völlig verstummen.

Das Ende des Krieges und die revolutionäre Zeit danach geben ihm jedoch auch als Zivilisten keine Ruhe für weitere literarische Arbeiten. Statt dessen bemüht er sich, das Zeitgeschehen nachzuvollziehen, liest viele Zeitungen und diskutiert die Wandlungen in Briefen.

Das durch das Erleben des Ersten Weltkrieges sich bewußt gewordene Europa findet in Rainer Maria Rilke die Stimme eines Dichters, der die Sehnsucht nach Geborgenheit, die Sehnsucht nach dem Beheimatetsein im Göttlichen - in Gott - ausspricht.

Und er selbst findet die Antwort auf die Frage nach seiner Sendung: Er wird das Göttliche in den seelenlos gewordenen Dingen, die um uns sind, sichtbar machen; er wird die Dinge in den „Weltinnenraum“ nehmen, und sie aus den Kräften des Herzens wiederbeleben.

*Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.*

*Ich Sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.*

In einer Zeit, in der die Welt immer mehr ihren Sinn zu verlieren droht, zeigt Rilke ihr tieferes Sein, ihr Angefüllt-Sein mit dem Göttlichen. Indem der Mensch wieder einen inneren Bezug findet zu dem, was ihn umgibt, gibt er den Dingen ihren Wert, ihre Würde zurück; seine eigene Seele schafft diesen Sinn.

*„Ich finde dich in allen Dingen,
denen ich gut und wie ein Bruder bin;
als Samen sonnst du dich in den geringen,
und in den großen gibst du groß dich hin.
Das ist das wundersame Spiel der Kräfte,
daß sie so dienend durch die Dinge gehen:
in Wurzeln wachsend, schwindend in die Schäfte
und in den Wipfeln wie ein Auferstehn.“*

Das zeitlebens andauernde Ringen des Dichters Rainer Maria Rilke war, die Dinge, das Dasein, aus der materialistischen Inanspruchnahme herauszureißen, den Menschen, immer wieder bewußt werden zu lassen, daß wir in einer geheiligten Welt, auf einer im Tiefsten von Gott angefüllten Erde leben und darum ihr verpflichtet sind mit unserem ganzen Dasein.

„Denn“, so schreibt er, „*unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige, hinfällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, daß ihr Wesen in uns unsichtbar wiederersteht.*“

Musik (Kreisleriana Nr. 4)

1919 reist Rilke in die Schweiz zu einer Vortragsreise. Der eigentliche Grund ist der Wunsch, die so lange unterbrochene Arbeit an den Duineser Elegien wieder aufzunehmen. Im Sommer 1921 findet er im Schloßturm von Muzot, einem alten Turm aus dem 13. Jahrhundert, im Rhonetal, seine endgültige Wohnstätte.

In einer intensiven Schaffenszeit vollendet Rilke hier innerhalb weniger Wochen im Februar 1922 die *Duineser Elegien*.

Aus einem Brief an Lou Andreas-Salomé:

Chateau de Muzot, 11. Februar 1922

Lou, liebe Lou, also:

In diesem Augenblick, diesem Samstag, den elften Februar, um 6, leg ich die Feder fort, hinter der letzten vollendeten Elegie, der zehnten. Jener, zu dem schon in Duino geschriebenen Anfang...

Soviel davon da war, las ich Dir, aber es sind nur eben die ersten zwölf Zeilen geblieben, alles übrige ist neu und:

ja, sehr sehr, sehr herrlich! – Denk!

Ich habe überstehen dürfen bis dazu hin. Durch alles. Wunder. Gnade. – Alles in ein paar Tagen. Es war ein Orkan, wie auf Duino damals: alles, was in mir Faser, Geweb war, Rahmenwerk, hat gekracht und sich gebogen. An Essen war nicht zu denken.....

Jetzt weiß ich wieder. Es war doch wie eine Verstümmelung meines Herzens, daß die Elegien nicht da waren.

Sie sind. Sie sind.

Ich bin hinausgegangen und habe das kleine Muzot, das mirs beschützt, das mirs, endlich, gewährt hat, gestreichelt wie ein großes, altes Tier.

Deshalb schrieb ich Dir nicht auf Deinen Brief, weil ich immer schon in diesen Wochen, ohne zu wissen worauf, auf dieses zuschwieg, mit immer weiter nach innen genommenem Herzen.

Und nun, heute, liebe Lou, nur dies.

Du solltest es gleich erfahren. Und Dein Mann auch. Und Bába – und das ganze Haus, bis in die alten guten Sandalen hinein!

Dein alter Rainer

In unmittelbarer zeitlicher Nähe entstehen auch die beiden Teile des Gedichtzyklus Sonette an Orpheus, die er innerhalb von nicht einmal vierzehn Tagen schrieb.

Sonette an Orpheus. (1. Sonett)

*Da stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.*

*Tiere aus Stille drangen aus dem klaren
gelösten Wald von Lager und Genist;
und da ergab sich, dass sie nicht aus List
und nicht aus Angst in sich so leise waren,*

*sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihren Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,*

*ein Unterschlupf aus dunkelstem Verlangen
mit einem Zugang, dessen Pfosten beben, -
da schufst du ihnen Tempel im Gehör*

Musik: Davidsbündler Nr. 2

Das XIX. Sonett

Wandelt sich rasch auch die Welt

*wie Wolkengestalten,
alles Vollendete fällt
heim zum Uralten.*

*Über dem Wandel und Gang,
weiter und freier,
währt noch dein Vor-Gesang,
Gott mit der Leier.*

*Nicht sind die Leiden erkannt ,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt,*

*ist nicht entschleiert.
Einzig das Lied überm Land
heiligt und feiert.*

Seit 1923 muß Rilke mit großen gesundheitlichen Beeinträchtigungen kämpfen, die mehrere lange Sanatoriumsaufenthalte nötig machen.
1925 verbringt er noch einmal einen Frühling in Paris, und wird von Paul Valery und André Gide gefeiert.
Die Krankheit zwingt ihn zurück in die Schweiz.
Er leidet an einer seltenen Form der Leukämie:

Was war der Tod für Rainer Maria Rilke:

*„ . . . blüht der Baum, so blüht so gut der Tod in ihm wie das Leben,
und der Acker ist voller Tod, der aus seinem liegenden Gesicht einen reichen
Ausdruck des Lebens treibt...“*

Liebe und Tod gehören für Rilke zusammen, bilden „das Ganze“, „das Eine“, das „tiefe Sein“, das „größte Bewußtsein“, das in Richtung auf den Tod immer offener wird.

Es ist der Tod der Geliebten, der den Jüngling – den Dichter – das Land des Todes entdecken läßt.

*Er wußte nur vom Tod was alle wissen:
daß er uns nimmt und in das Stumme stößt.
Als aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
nein, leis aus seinen Augen ausgelöst,*

*hinüberglitt zu unbekanntem Schatten,
und als er fühlte, daß sie drüben nun
wie einen Mond ihr Mädchenlächeln hatten
und ihre Weise wohlzutun:*

*da wurden ihm die Toten so bekannt,
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden*

*und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gutgelegene, das immersüße -
Und tastete es ab für ihre Füße.*

Musik unterspielt

*„Kein Jenseitswarten und kein Schaun nach drüben,
nur Sehnsucht, auch den Tod nicht zu entweihn
und dienend sich am Irdischen zu üben,
um seinen Händen nicht mehr neu zu sein.“*

Musik (wie oben)

Der Dichter stirbt am 29. Dezember 1926 im Sanatorium Valmont bei Montreux und wird am 2. Januar 1927 auf dem Bergfriedhof von Raron beigesetzt. Auf seinem Grabstein steht der selbst ausgewählte Spruch:

*Rose, oh reiner Widerspruch,
Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.*

Herbst

*Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welken in den Himmeln ferne Gärten:
sie fallen mit verneinender Gebärde.*

*Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.*

*Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.*

*Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.*

Musik Träumerei